

Die Bolschewisten in Wilna bis zum Sturm auf die St.-Kasimir-Kirche.

Ja, das war Asien, was da am Vorabend des Dreikönigtages in die alte Hauptstadt der Jagellonen einzog. Auf Bauernschlitten kamen sie gefahren, auf Strohbindeln sitzend, hinter sich ein paar Säcke Mehl; ihre braunen Uniformen waren wie gefärbt vom Boden der Steppe, die hohen grauen Pelzmützen steif abenteuerlich auf die Seite geschoben. Ihre Bajonette hielten sie starr aufrecht, von weitem aussehend wie eine parade-reitende Schwadron. Stramm angezogen waren ihre Muskeln und herausfordernd ihr Blick. Sie kamen mit der frechen Fürchterlichkeit einer siegreichen Räuberbande. An ihrer Spitze ritten zwei wilde Gefellen, unheimlich in ihren schwarzen Rosakentschalos. Der eine schwang einen schwachgekrümmten Säbel, der andere die furchtbare Nagaisa. Ja, das war Asien! So sind einst die Horden Dschingis-Khans in die zitternden Dörfer und Herrenhöfe eingefallen, so die Haufen Zwans des Schrecklichen in das friedliche Nowgorod, so die unbändigen Scharen Suwarows in die brennende Praga. Sie kamen wie eine Welle aus dem Meer der unendlichen Ebenen Rußlands — wartet, wartet, es stürzen andere, gewaltigere nach. Sie kamen daher, wo der Zentner Roggen schon Tausende von Rubeln kostet. Nicht erobern wollten sie zunächst, sondern essen. „Sie essen uns auf!“ sagten die entsezten Bauern und Bürger. Ja, das war Asien! Äußerlich ein wohldiszipliniertes Heer, waren sie innerlich Barbaren. In die Häuser und Paläste eindringend, legten sie sich mit ihren lehmigen Stiefeln in die Himmelbetten der vornehmen Gesellschaft. Kasernen, wo sie nächtigten, füllten sich im Augenblick mit der üblen Atmosphäre von Viehställen. Als man später reinigen wollte, mußte man Brücken bauen, um über die Dielen zu gehen, die sie dem Wald- und Wiesenboden gleichgeachtet hatten, trotzdem sie selber darauf schliefen. Sie kamen mit dem Haß der Jahrhunderte gegen die Welt des Besitzes. Hatten sie Turgenjeff, Tolstoi, Dostojewski und Gorki nicht gelesen, so waren sie doch aus der breiten Masse derer, die als Gequälte, Arme, Bertretene, von der Gesellschaft Ausgestoßene, die als gepeitschte Leibeigene und als wahnsinnige Verbrecher

jener Literatur als Modell gestanden. So fuhren sie daher wie der Vernichtungswille Bakunins, mit dem instinktiven Bewußtsein, die Rache der Geschichte nach Europa zu tragen. Sie kamen, freilich heute wohl nur zweitausend, aber mit der fanatischen Überzeugung, vor den Millionen der Zukunft zu marschieren, die in feuchten Kellern und Hausdienerlöchern ihre Tage vertrauerten, während man über ihnen in weiträumigen Gemächern tanzte und schmausste. Wartet, ihr Drohnen, jetzt kommt die Arbeit und setzt sich an die Tische, die sie selber gezimmert. Jetzt nimmt der Bauer das Land, das er im Sklavendienst von Generationen gepflügt und mit Blut und Schweiß und Tränen gedüngt hat. . . . Vier alte Kanonen, das war ihre ganze Artillerie, und die eine davon versagte noch, als sie Salut schießen sollte. Was brauchen wir Kanonen, was brauchen wir Munition! Worin wir fliegen, das ist die Idee des Proletariats. Hunderttausende von Flugblättern haben diese Idee uns voran in die Massen geschleudert. Man wartet auf uns bis Warschau und Berlin — und wir kommen. Aber nur eine Weile noch tragen wir das Bajonett und färben wir unsere Wege mit Blut: Bald ist die große Tat geschehen. Dann geht die Rote Armee zur Ruhe auf den Trümmern der alten Welt. Über zerschmetterten Kronen und Kreuzen aber weht die rote Standarte, nicht mehr Zeichen des Hasses und des Gerichtes, sondern einzig der triumphierenden Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. Und so kamen sie wie die Horde Satans, der von neuem seine Paradiesesflüge in die Menschheit wirft. . . . Was sagt ihr dazu, uralte Heiligtümer von Wilna?

Die Stadt zitterte. Schon seit Wochen hatte man mit steigender Angst gefürchtet, was nun Tatsache geworden. Man hatte die Flüchtlinge aus Rußland kommen sehen, die Schauernmären zu erzählen wußten. Ich hatte selbst mit einem ehrwürdigen Prälaten gesprochen, der aus Petersburg noch eben rechtzeitig abgereist war. Er stammte aus reicher Familie und hatte doch monatelang froh sein müssen, täglich einen einzigen Hering für seinen Lebensunterhalt teuer genug erstehen zu können. Man sah es dem abgemagerten Gesicht an, daß diese Mitteilungen nicht übertrieben waren. Auch hatte man gehört, daß sich dort frühere Offiziere anbieten, Reisekoffer an die Bahn zu tragen, daß alte Generale auf den Straßen Zeitungen verkaufen. In die Häuser war man eingedrungen und hatte ohne weiteres Lebensmittel, Möbel und Decken fortgenommen. Jedem Besitzer wurde nur noch ein Fenster zugestanden, an dem andern siedelte sich im gleichen Salon vielleicht über Nacht noch irgend ein Bandit an.

Die Angst in Wilna war um so größer, als man sich wehrlos diesen Räubern ausgeliefert sah. Wohl hatte man unsere Truppen vor ihrem Abzuge um Waffen gebeten, aber vergeblich. Unsere Soldatenräte hatten keine Lust, auch nur ein einziges Gewehr zur Verteidigung der Bourgeoisie zu liefern. Nur fünf Tage hatte man Zeit gehabt, um trotz alledem einige hundert Legionäre aufzustellen. Aber so schnell organisiert man keine schlagfertige Armee, selbst in der Not nicht. Trostloser noch als die militärischen waren die politischen Verhältnisse. Polen und Litauer standen sich scharf einander gegenüber, wie es ja auch heute noch ist. Trotzdem ich genau unterrichtet bin, will ich über diese Dinge nichts Weiteres sagen. Persönlich habe ich herzliche Freundschaft und uneingeschränktes Vertrauen bei beiden gefunden. Mein Patriotismus war der Patriotismus der katholischen Kirche, und die steht bei allen in Ehren, was an Christen in Wilna wohnt. Man verstand, daß ich wie das Evangelium außer und über den Parteien war. Übrigens lag das politische Leben, das zur Zeit der Okkupation unterdrückt war, noch ziemlich darnieder. Die deutsche Verwaltung war fort und eine neue erst eben in Bildung. Ökonomische Verbände christlicher Art gab es zwar in Wilna. Schon vor dem Kriege hatte ein Priester Olszaniski die Handwerker trefflich und großzügig organisiert. Aber der Krieg hatte dieses Werk, das unterstrichen polnisch war, lahmgelegt. Es gab auch in verschiedenen Pfarreien schon Vereine der christlichen Demokratie. Aber auch sie hatten unter den Versammlungsverbotten der deutschen Verwaltung gelitten. Es hatte im übrigen durch Jahrzehnte in Wilna weder politische noch religiöse Freiheit bestanden, und so verbarg sich die reichlich dort vorhandene Energie in allerhand kleineren und größeren stillen Einzelunternehmungen, Waisenhäusern, Jugendorganisationen, Schulbetrieben, ohne doch imstande zu sein, in kurzer Zeit auch nach außen hin mächtige Vereine zu schaffen. Das eine merkte man allerdings bald, daß die Bolschewisten in Wilna in ein ihnen fremdes Element geraten. Es war, als wenn man mit einer Rute ins Wasser schlägt, wo es denn langsamer und langsamer geht.

Beim Einmarsch der Bolschewiki befand ich mich bei der Kasimirkirche, einem herrlichen, silkreinen, von einer hohen Kuppel überragten Renaissancebau. Diese Kirche war unter der Moskowiterherrschaft Kathedrale des russischen Erzbischofs geworden, dessen Nachfolger übrigens damals in Wilna war. Wie ich diese ehrwürdige Jesuitenkirche nebst dem dazu gehörigen Kloster mit Hilfe treuer Freunde in meine Hand gebracht, ist

ein Roman für sich. Ich skizziere in diesem Artikel überhaupt nur kurz, was ich im Gefängnis von Minsk ausführlich aufgezeichnet, jetzt aber wegen Zeitmangels nicht herausgeben kann. Mein treuester Gehilfe bei allem Folgenden war mein Bursche aus dem Feldzug, Martin Malik, Laienbruder der Gesellschaft Jesu, der mutig nach dem Abzug unserer Truppen bei mir ausharrte, von Haus aus Landwirt, dabei in geschäftlichen Dingen erfahren, nebenbei ein trefflicher Kutscher und Reiter, Rüstler und Ministrant. Er sprach als Oberschlesier gut Polnisch, konnte maschinens schreiben und Violine spielen und war überhaupt ein Mädchen für alles. Ganz unter dem Eindruck des Entsetzlichen, das über eine unschuldige Stadt gekommen, sagte ich etwa am zweiten Abend nach Einbruch der Nacht: „Martin, es muß etwas geschehen.“ Das Ergebnis unseres Gesprächs war, daß am nächsten Tage an allen Straßenecken Wilnas große rote Plakate angeschlagen wurden: Morgen nachmittag um 4 Uhr an der Kasimirkirche Riesenversammlung sämtlicher christlichen Arbeiter. Selbst des Polnischen noch kaum mächtig, ging ich dann auf die Suche nach Rednern. Zuerst zu einem Kaufmann, der sehr erstaunt war, von einem völlig Fremden aufgefordert zu werden, er müsse morgen eine Rede halten. Aber er gehörte zu jenen in Wilna gar nicht seltenen Männern, die sich jederzeit für ihre Religion totschlägen lassen, und so war er auch bereit, eine Rede zu halten. Noch einer wurde gewonnen, der aber dann doch ausblieb. Am folgenden Tage um 4 Uhr fand ich zu meinem Staunen den Platz an der Kasimirkirche schwarz von Menschen. Der hergerichtete Raum erwies sich als viel zu klein. Also in die Kirche. Zuerst sprach ich etwa fünf Minuten, indem ich immer nur die drei wohlstudierten Sätze wiederholte: „Wir müssen uns organisieren. Die größte Organisation der Weltgeschichte ist die katholische Kirche. Wir müssen uns organisieren auf dem Boden unserer heiligen Religion.“ Diese kurzen Worte richtete ich ein wenig feierlich so nach allen Seiten hin wie ein Weihrauchfaß an hohen Festtagen. Dann entwickelte mein Kaufmann das Programm, dessen Punkte ich ihm genau angegeben: Wir wollen zunächst die Religion schützen. Um das zu können, müssen wir sie lieben und kennen, namentlich ihr Verhältnis zu den sozialen Fragen. Wir wollen nicht Klassenkampf, sondern christliche Gemeinsamkeit. Wir wollen nicht hohe Löhne, sondern wir suchen den Fortschritt in innerer Bildung. Also mehr religiöses Leben. Als seine Ausstrahlung mehr gegenseitige Liebe. Praktische Ziele dieser Nächstenliebe seien zunächst: Sorge für die Armen,

Hebung der sozialen Not der Proletarier, des kleinen Handwerkers, der Hauswächter, Dienßboten usw. Dann meldete sich ein Mann aus dem Volke und sprach mit der Kraft eines Stromes. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, als der schlichte Arbeiter Hunderte von Versen hervorsprudelte. Der einzige Fehler war, er konnte nicht zu Ende kommen. Aber die Leute hörten gierig zu, und schließlich gelang es mir auch, die Naturkraft zum Stehen zu bringen. Endlich folgte eine machtvolle Segensandacht, und noch am gleichen Tage begann das Einschreiben von Namen. Jeder zahlte einen Rubel und erhielt eine Karte. Eiligst wurden Geschäftszimmer eingerichtet, Versammlungsräume — zwei große Säle, deren jeder 2000 Menschen faßte, Gesangzimmer, Bibliothek usw. Bald arbeiteten bei uns außer Vorstand und Sekretär an die 30 gutbezahlte Angestellte. Eine wertvolle Hilfe stellte sich ein in Gestalt eines weißruthenischen Geistlichen, der mit größtem Opferfönn und mit herrlichem Geschick zu organisieren verstand. Dankbar erwähne ich hier, daß der hochwürdigste Bischof sowie alle Geistliche, an die ich mich wandte, ebenso wie ausgezeichnete Damen und Herren der besseren Stände mich zwar still — des Druckes der Lage wegen — aber doch kraftvoll unterstützten. Jeden Sonntag um 4 Uhr war in der Kasimirkirche Arbeiterkonferenz und daran anschließend Volksversammlung in unsern Sälen. Ehe noch die Bolschewisten ahnten, was los war, hatten wir 5000 Mitglieder. Das war der stärkste Proletariersblock der Stadt. Gegenüber den ewig unter sich uneinigen Kommunisten stellte er eine geschlossene Masse dar. Außer dem Ausbau der Organisation, die sich inzwischen „Arbeiterliga“ nannte, beschäftigte uns vor allem die Einrichtung einer Volksküche, Volkskorporative, -hochschule, -werkstätten, -warenhaus, -theater und bald auch die Arbeiterjugend. Natürlich hatte die ganze Stadt ihre Freude daran, daß so etwas möglich war unter den Bajonetten der Roten Armee. Wir waren im Grunde sehr harmlos, hielten keine Reden gegen irgendeinen und arbeiteten nur mit schweigender Kraft. Was in unsere Nähe kam, wurde organisiert. So wandten sich einmal die Schauspieler vom großen Pöbulantentheater an uns, die Bolschewisten drohten ihnen mit Verstaatlichung. Sofort übernahmen wir das Theater, in wenigen Tagen waren die Schauspieler vereinigt in einem Verbande, und dann ging auch schon das erste Stück für unsere Proletarier über die Bühne. Reinertrag: 600 Rubel. In ähnlicher Weise kamen wir in den Besitz eines Spitals und gingen daran, Ambulanzen einzurichten. Allmählich kam mir die freudige Einsicht, daß

wir das Rechte getroffen hatten. Die Hauptfeinde der Bolschewisten in Wilna waren ihre Bundesgenossen: der Hunger, das Moskalentum, die Juden und der Religionshaß. Das sind alles in jener Stadt recht unpopuläre Dinge. Bei uns war Aussicht auf billiges Essen, kaum ein Russe, kein Jude, und die Religion war unser Mutterboden. Dabei drüben der immer steigende Hader. Die Litauer wollten ihre eigene Republik haben und die Russen — immer noch die alten Tataren und bei allen internationalen Schlagwörtern die alten Imperialisten — doch wenigstens Lebensmittel für ihr ausgehungertes Moskau. Dann dieser öde Materialismus, dieser Wahlzwang, diese Parteibergewaltigung, dieses Chaos in der Verwaltung. Bei uns ideale Luft. Neben der Religion warmes vaterländisches Fühlen. Über das Polen-Litauerproblem — auf den Versammlungen der Führer die Quadratur des Kreises — kamen wir spielend hinweg. Das gute Volk ist immer wie seine Vormänner. Ich hatte den Leuten eingeschärft: Kein Litauer darf etwas wider den Polen sagen und kein Pole etwas gegen den Litauer und kein Weißruthene etwas wider alle beide. Alle aber dürfen mit Begeisterung reden vom Land, wo ihre Wiege stand. Das taten sie denn auch wie auf Kommando und doch nach ihres Herzens Drang. Ich habe das gesunde und doch so feine Taktgefühl dieses Volkes oft bewundert.

Inzwischen merkten die Bolschewisten denn doch, daß etwas los war. Die allerlei Kommunisten, die nach und nach zu uns abfielen, meist mehr aus Sehnsucht nach unsern Kesseln als nach unsern Idealen, gaben zu denken. Es schien, als ob denen drüben der Boden langsam unter den Füßen weggliete. Nun schickten sie den Stadtkommandanten, sich die Sache einmal anzusehen. Er kam wirklich auf eine unserer Rieserversammlungen. Ich erinnere mich noch, wie es mir plötzlich mitgeteilt wurde. Schnell winkte ich meinem Organisten, der ein ganz vorzüglicher Volksredner mit stark komischem Einschlag war. Er sprang auf die Rednerbühne und rief in die Tausende hinein: „Nicht wahr, Brüder sind wir alle.“ Nun sind polnische Versammlungen nicht so still wie bei uns zu Lande. Das ist immer — war es wenigstens bei uns — ein Brausen und Wogen. Wenn ich dort sprach, hatte ich stets das Gefühl, mit einem Segelboot über stürmische See zu jagen. „Also: Brüder sind wir alle.“ Beifall. Hochrufen. „Und nicht wahr, Brot müssen wir haben.“ „Ja, Brot, Brot.“ Tausendstimmiges Echo. „Und billig muß das Brot sein.“ „Ja, billig, billig! . . .“ Mütter heben ihre Kinder hoch. Allgemeines Geheul. „Und

dann: Weg mit dem Schwert. Wir haben genug vom Krieg. Wir wollen unsere Brüder nicht mehr morden. . . ." „Recht hat er. Weg mit dem Schwert." Männer trampeln und brüllen. Frauen schluchzen. Mein Stadtkommandant war entzückt. Es stand zwar die Hauptsache von dem, was der Organist sagte, im Evangelium: Unser tägliches Brot gib uns heute. Aber ein Bolschewik konnte am Ende auch sein Programm darin finden. „Ja", rief er, zur Rednerbühne stürzend, „ich sehe, hier ist Proletariat. Das müssen wir stützen." Er war ganz gerührt. Ich dankte ihm und sagte: „Eigentlich brauchen wir keine Hilfe, aber wenn ihr uns Geld geben wollt für unsere Armen, so nehmen wir das gern an. Im übrigen herrscht nun ja Freiheit, und jeder gehe halt seine Wege." So stand ich in meinem schwarzen Ordenskleid neben dem roten Bruder, und es fehlte nicht viel, so hätten wir uns umarmt. Von dieser Szene konnten wir acht Tage in Frieden weiter bestehen und zählten nun schon 10 000.

Nun aber begann die Schikanepolitik. Brauchten wir Holz, so schlugen sie es ab. Für Lebensmittel verweigerten sie die Einfuhrerlaubnis. Hatten wir Volksversammlung, so drehten sie uns das elektrische Licht ab. So habe ich einst eine schreckliche Stunde erlebt. Der Saal bis auf die Fensterbänke mit Menschen vollgestopft, darunter Frauen und Kinder, und nun plötzlich ägyptische Finsternis, bleicher Schrecken und nur eine Tür. „Deute", habe ich da gerufen, „die Kommunisten wissen nicht, daß wir helle Köpfe haben, wir sehen auch im Dunkeln." Da haben sie gelacht, und fast eine halbe Stunde habe ich so weiterreden müssen, bis endlich, endlich jemand mit einer kleinen flackernden Kerze erschien und der drohenden Panik vorbeugte. Dann verteilten sie auf der Straße wütende Pasquille gegen meine Person. „Der hat mit den deutschen Offizieren zusammen-geessen, der ist kein Freund der Arbeiter, der ist ein Agent Scheidemanns! Wan! Weg mit ihm!" In diese Tage fiel der Schußstreit. Sie hatten ein Dekret fertig gegen den Religionsunterricht, wagten aber nicht, es herauszugeben. Wir hielten eine gewaltige Protestversammlung. „Hier in Wilna", habe ich da gesagt, „der Stadt der lieben Mutter Gottes, sollen wir nicht das Recht haben, katholisch zu sein? Jeden Morgen grüßen die Kreuze von hundert Türmen hier die aufgehende Sonne, unsere Väter haben diese Türme gebaut, und unsere Kinder sollen nun nicht mehr den Katechismus lernen?" Das war eine bewegte Tagung, denn so wie ich sprach, manche. Nun unterdrückten sie unsere eben gegründete Zeitung —

diese Gründung ist wieder eine Geschichte für sich —, und schließlich kamen in der Nacht vom 10. auf den 11. Februar um die zwölfte Stunde, als ich eben einen Artikel schrieb für ein neues Blatt, zwei Banditen zu mir herein mit einem Ausweisungsbefehl. Innerhalb 24 Stunden. Ich übergehe, wie ich protestierte und was dann noch alles geschah bis zum Nachmittag. Gegen 4 Uhr kam die Prinzessin Gruzinska zu mir, eine Konvertitin, die den ganzen Feuereifer ihrer Seele nun zum Besten der Kirche entfaltete. Sie hatte die Aufgabe übernommen, die Volkshochschule einzurichten, und half überall mit. Jetzt kam sie, mir mitzuteilen, das Volk warte auf mich in der Kirche. So gingen wir zusammen hin. In der Nähe des Kasimirplatzes mußten wir durch eine wildbewegte Menge. Jüdische Militanten hatten auf die Kirche geschossen und so das Volk gereizt. „Gehen Sie lieber nach Hause“, sagte ich zur Prinzessin, „das ist nichts für Damen.“ Aber sie ist tapfer mitgegangen und hat dafür später drei Monate im Gefängnis sitzen müssen, worüber sie übrigens heute ganz glücklich ist. In der Kirche verabschiedete ich mich kurz von den Leuten und wollte dann gehen. Wie es nun kam, das weiß ich nicht, aber plötzlich hieß es, man wolle mich auf der Straße totschießen. Darauf das Volk: „So lassen wir ihn nicht aus der Kirche...“ Den Schluß berichtet ich genauer nach meinen Aufzeichnungen von Minst: Was sollte ich nun tun? Es dauerte eine Weile, bis ich mich an den Gedanken gewöhnte, ein Dauerleben in der Kirche zu führen. Zunächst setzte ich die Andacht fort. Litaneien und Lieder wechselten einander ab. Aber es mußte doch ein Ende nehmen, trotzdem die Leute gern beten und singen. Ich ging aber in die Sakristei. Man hatte mir dort ein Abendessen zurechtgemacht. Noch war die Bewachung der Kirche nicht so streng. Noch konnte man auch auf die anliegenden Höfe gehen. Dann betete ich Brevier, während die Leute unablässig ihre stimmungsvollen, stropfenreichen Lieder sangen, die sie alle auswendig wußten. Ein Mann aus dem Volke sprach noch über das Leiden Christi, bis sich endlich eine gewisse Ruhe über alle auszubreiten schien. Sie wurde unterbrochen durch den Ruf: „Es sind Bolschewisten in der Kirche! Ohne Waffen. Unterhändler.“ Ich ließ sie in die Sakristei führen. Der eine war ein kleiner, untersehter Mann mit rundem Gesicht und etwas verschlagenem Lächeln, der andere eine hohe Gestalt mit charaktervollen Zügen und einer großen, mächtig gebogenen Nase. Der letztere führte das Wort: „Nun nehmt doch Vernunft an. Die Zeiten haben sich geändert. Jetzt ist es aus mit der Herrschaft der

Priester. Sie haben euch einen schlechten Weg geführt. Wir wissen euch einen besseren...." Dazwischen Protestrufe in einem fort und Schreien von Frauen, wirr durcheinander und anschwellend mit dem immer stärker sprechenden Redner. Dann wieder Rufe: „Still! still!“ Von Zeit zu Zeit das mildere Verfahren des zweiten. Der Erfolg dieser diplomatischen Sendung war der, daß nun allen klar wurde: Es geht um die Religion. Es kamen auch noch andere Soldaten. Sie waren Wilnaer und religiös.

„Unsere Leute“, sagten sie, „werden nie in die Kirche eindringen. Nur aushalten.“ Ein Offizier sprach sogar von einer bevorstehenden Truppentreibe zu unseren Gunsten. Morgen früh sei Soldatenrat. Sie verhandelten lange und flüsternd. Ich hielt mich zurück und überließ nun, nachdem mir das Steuer aus der Hand geglitten, alles sich selber. Allmählich verklangen die letzten Vieder. Statt des elektrischen Lichtes, das man uns genommen, beleuchteten einige Kerzen von der Kanzel und vom Altare aus das mächtige Schiff der Kirche. Auf Bänken und Treppen, an Beichtstühlen und Säulen bereitete sich jeder, wie er eben konnte, sein Nachtlager. Da es in der Sakristei wärmer war, füllte sich diese mehr und mehr. Es war eine Lust zum Ersticken. Ich saß auf einem großen Sessel. Um mich herum stehende, hockende, liegende Menschen, teils wachend, teils im Halbschlaf, teils tief atmend, teils auch geräuschvoller. Hier und da Aufwecken der allzu Lauten und Röchern der jungen Mädchen. Und dann wieder Stille. Am frühen Morgen erschollen schon wieder die Gesänge. Ich hatte wenig geschlafen und ging wohl mit einigen Freunden im Chore auf und ab. Dort stand ein riesiges Gerüst um den halb abgebrochenen Ikonostas; das Allerheiligste war in einem Nebenaltar. Wir sprachen von den Zeiten der Verfolgung, die nun wieder gekommen. Wir erinnerten uns an die ersten Christen, die nächtelang in den Katakomben wachten. Dabei schauten die Gerüststangen geisterhaft auf uns herab, der verlassene Hochaltar war voll erhabener Stille und fließendes Mondlicht auf dem Goldschmuck der gewaltigen Pfeiler. Am Morgen gingen dann manche in die Stadt, um Entsatz zu holen. Man ließ sie heraus, aber niemand wieder hinein. Die Bewachung war jetzt äußerst streng geworden. Die Spannung stieg. Nun begann ich die heilige Messe, ein feierliches Hochamt. Was ich gepredigt, weiß ich nicht mehr, aber es war im Sinne des Exultet vom Karfreitag. Ein Gruß an diese heilige Nacht, die wir gemeinsam für Christus geopfert. Sie wird uns ewig im

Gedächtnis bleiben, und dieser neue Tag, der trüb durch die Dämmerungen der Winternacht dringt, ist kein Tag der Trauer, trotzdem wir zu hungern und zu frieren haben, er ist ein Festtag, und wir wollen ein Hochamt singen und fröhlich sein. . . . Von nun an ging die Zeit rasch voran. In einem fort kamen Unterhändler. Natürlich nahm die ganze Stadt teil an unserem Schicksal. Es waren doch Menschen aus Hunderten von Familien in der Kirche eingeschlossen. Es waren Kinder darunter, für die ihre Eltern bangten; Mütter hinwiederum, die kranke Kinder zu Hause hatten, um die der Gatte sich sorgte. Wir hörten, daß in der Stadt Streiks drohten, daß 4000 Eisenbahner eine Delegation an die Regierung geschickt. Man erzählte uns, die Leute ständen wie eine Wand auf den Straßen, um zur Kirche vorzudringen. Aber der ganze Kasimirplatz war abgesperrt, und nur in der Ferne sah man das Schwenken von Tüchern. Wir schickten auf Wunsch der Unterhändler eine Deputation an die Regierung. Dann kamen wieder die beiden Agitatoren von gestern: „Ihr könnt ja einen andern Priester haben, gebt nur diesen heraus!“ „Nein, wir wollen diesen!“ — „Gut, dann kommen wir mit Gewalt.“ „Dann werden wir Märtyrer!“ Ich konnte nicht anders, ich mußte dieses Volk bewundern. Man mag für diese Frömmigkeit das Wort Fanatismus oder ich weiß nicht welches suchen, im Grunde ist es die über alle Menschenvernunft triumphierende Kraft des Heiligen Geistes. Durch diese Volksseele geht der Lebensstrom der unsterblichen Religion Jesu Christi. Ihre Treue, ihre Hingabe bildet sein breites, tiefes Bett. Du zwingst nicht diese Wasser, die aus höheren Quellen sprudeln. Nachmittags wieder Andacht und endloses Singen und Beten. Die zweite Nacht zieht herauf. Jetzt kamen als Unterhändler schon nicht mehr einfache Soldaten, sondern ein Brigadier, der Chef der Garnison. „Wir müssen die Sache liquidieren.“ Ich atmete auf. Jetzt gibt's am Ende doch noch Frieden. Nach vielem Reden nahm er eine neue Delegation von uns mit. Ehrenwörtlich wurde versichert, sie werde bald zurückkehren. Wir warteten drei Stunden. Dann schlich sich der erste Mann der Republik selbst an die Kirche und flüsterte, er habe sie verhaftet. Von da an glaubte das Volk nicht mehr und verweigerte jede Unterhandlung. Wir können sieben Tage aushalten, so meinten sie, und noch mehr. Ich spürte weder Schlaf noch Hunger, und auch von den Leuten schienen in dieser Nacht nur wenige zu ruhen. Unablässig kamen Soldaten der Roten Armee, hielten lange Reden, suchten abtrünnig zu machen und auch wohl zu spionieren, wie sie mich am besten

herausfischen könnten. Wenn der Lärm zu groß wurde, fingen einige Frauen an zu singen, und das machte jeder unerwünschten Agitation ein Ende. Dann wieder kam für Augenblicke tiefste Ruhe. Die Kirche glich nun einem Riesengrabmal, das sich über einer Masse von Märtyrern schloß. Aber einem Grabmal, das nicht verzweifelsnd klagt, sondern das sich jubelnd erhebt, das in seinen ragenden Säulen und weitspannenden Gewölben den Geist verkörpert, der aus diesen Toten spricht. So wie diese, so waren die Menschen, die diese Kirche gebaut. Eindringlinge haben diesen Raum entweiht, aber sie haben nicht den Geist wegwischen können, der mit dem heiligen Chrisam seine Mauern feuchtete. Nun ist wieder ein Märtyrergeschlecht unter der großen Kuppel versammelt. Es ruht aus von seinen Mühen, aber die gewaltigen Pfeiler halten ihm die Ehrenwache. Ihre Rieder sind verstummt, aber um dunkle Nischen und Bogen singt leise das Echo der Jahrhunderte. . . . Das ewige Licht ist längst erloschen, aber er wacht unter uns, unser Hirt und Heiland. Sein Herz schlägt und seine Rippen beten. . . . Zwischen 3 und 4 Uhr ging ich wieder in die Sakristei und hatte mich eben ein wenig zur Ruhe gesetzt, als ein furchtbarer Lärm das Schiff der Kirche zu erschüttern schien. „Sie kommen!“ „Sie kommen!“ Ein Schuß kracht. Es raffelt etwas wie Säbel und Bajonette. Rufe: „Es fließt Blut.“ Klagen von Frauen, der wilde Aufschrei der Seele, die ihr Heiligstes entweiht sieht. Noch eben war es einer Krankenschwester gelungen, in die Kirche zu kommen. Sie hatte gesagt: Nur ausharren bis zum Morgen noch. Die ganze Stadt sei in Bewegung. Die Herrschaft der Bolschewiki stehe auf dem Spiel. Tausende von Eisenbahnern würden zum Entsatz herandrücken. Man hatte sich schon in Hoffnungen gewiegt. Und nun die Schlacht. Schnell nähert sich der Kampf der Sakristei. Ich lasse die Leute hinknien und gebe ihnen die heilige Lossprache. Nun sind sie ganz nahe. „Sie schießen!“ schreit die entsetzte Menge, „Sie stechen mit den Bajonetten!“ und wieder: „Es fließt Blut!“ Ob wirklich Blut geflossen, weiß ich nicht. Aber in jener Nacht schien es mir so. Da ging ein freudiges Entzücken durch meine Seele. Jetzt werde ich zum seligen Andreas Bobola gehen. Ich eilte auf das Chor und sah dann bald die blitzenden Schneiden und die Läufe der Revolver in meiner Nähe. Ich sprach zweimal laut den Namen Jesu — um dann eine große Enttäuschung zu erleben. Sie wollten mich nur aus der Kirche holen, todschlagen war ihnen offenbar verboten. Und nun begann ein Ziehen und Zerren. Soldaten hatten mich an den Armen und Frauen

an den Beinen. Bald war ich unter den Füßen, bald über den Köpfen. Dann knallten wieder einige Schreckschüsse mit furchtbarem Echo in die hohe Kuppel. Das bedeutete einige Meter Gewinn für die Soldaten. Ich glaubte, sie würden mich in tausend Stücke reißen. Noch in der Kirchthür hing sich mir jemand um den Leib und ließ und ließ nicht los. Aber endlich hatten die Roten gesiegt. Ein Schlitten stand draußen bereit, und wir fuhren in den frischen Morgen durch menschenleere Straßen. Nach wenigen Minuten waren wir am Ziel, und es begann meine Wanderung durch die bolschewistischen Gefängnisse.

Friedrich Muckermann S. J.